

Textarbeit und nervöses Pochen darauf, dass sich alles ändern wird. Muss. Rezension zu: Stefan Alker ; Achim Hölter (Hrsg.). Literaturwissenschaft und Bibliotheken. (Bibliothek im Kontext; 2) Wien: Vienna University Press, 2015. 30.00 €. (Auch als Open Access <http://doi.org/10.14220/9783737004541>)

Karsten Schuldt

Es ist nicht falsch, so wird im hier besprochenen Band *Literaturwissenschaft und Bibliotheken* klar, die Literaturwissenschaft als eine besonders bibliotheksaffine Wissenschaft zu betrachten. Sie basiert auf der Analyse von Texten, beschreibt die Bibliothek als Arbeitsort und kann auf einige literarische Bilder der Bibliothek verweisen, welche in ihrem fachlichen Diskurs immer wieder aufgerufen werden. Gleichzeitig ist es, wie jede lebendige Wissenschaft, keine, die eine einheitliche Meinung hätte. Vor allem aber, und das ist für das Bibliothekswesen wohl relevant, sind Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler zumeist keine Praktikerinnen und Praktiker der Bibliothek, sondern versierte und mit bestimmten Vorstellungen von Bibliotheken ausgestattete Nutzende.

Zugang über die Textarbeit

Literaturwissenschaft und Bibliotheken unternimmt es, eine Anzahl von Autoren – keine Autorinnen – aus der Literaturwissenschaft, einige davon mit Bibliothekserfahrungen oder bibliothekarischen Ausbildungen, zum Themenkomplex Bibliothek zu versammeln. Es gibt dabei einen starken Bezug zur Universität Wien, bei deren Presse das Buch erschien, sowie zur Stadt Wien. Fast alle Beitragenden sind dort angesiedelt oder haben Zeiten dort verbracht. Ohne einen weiten Blick auf die restliche Literaturwissenschaft ist nicht zu sagen, ob dies eine Fokussierung auf einen bestimmten Diskurs bedeutet oder ob der Band tatsächlich Positionen der gesamten (zumindest deutschsprachigen) Literaturwissenschaft abdeckt.

Der Band ist nicht für das Bibliothekswesen erstellt worden, sondern offenbar für die Literaturwissenschaft. Insoweit erstaunt es, dass eine Anzahl von Texten sich dennoch daran wagt, die Zukunft der Bibliotheken als Institution zu bearbeiten. Im Vorwort betonen die beiden Herausgeber, Stefan Alker und Achim Hölter, dass die Bibliothekswissenschaft die Bibliothek als Institution untersuchen würde, während die Literaturwissenschaft eher die Metapher Bibliothek im

Blick hätte; ebenso postuliert dies der erste Beitrag „Literaturtheorie als Bibliothekstheorie“ von Dirk Werle. Diese Grenze überschreiten einige Beiträge aber und das in nicht immer nachvollziehbarer Weise.

Weiterhin ist über die gesamten Beiträge hin auffällig, dass die Literaturwissenschaft als Wissenschaft anhand von Texten arbeitet, weit mehr, als dies in der Bibliothekswissenschaft der Fall ist. Es ist den Beitragenden offenbar einsichtig, den Zugang zu fast allen gestellten Fragen über die vorhandenen bibliothekarischen Texte – und dabei überwiegen, schaut man die verwendete Literatur durch, die Monographien und Sammelbände, nicht etwa die Zeitschriftenartikel – anzugehen. Dies führt dazu, dass in einigen Beiträgen ganz selbstverständlich Texte als aktueller bibliothekarischer Diskurs verstanden werden, die sich in der aktuellen bibliothekarischen Literatur nur noch äusserst selten finden, wie die von Walther Umstätter, Paul Raabe, Uwe Jochum oder Friedrich Nestler; an einer Stelle wird „Bibliotheken '93“ als aktuelle Literatur bezeichnet. Offensichtlich schaut die Literaturwissenschaft anders auf die bibliothekarische Literatur, als es das Bibliothekswesen mit seiner Bevorzugung von Artikeln und dem eher kürzeren „Gedächtnis“ bibliothekarischer Debatten selber tut. Es wäre zu einfach, diesen Zugang aus Bibliotheks-sicht als falsch zu bezeichnen – er ist sehr umfassend, erstaunlich belesen, aber vor allem anders.

Die Bibliothek ist positiv, aber verwirrend

In einer ganzen Reihe von Texten wird festgestellt, dass es einen kleinen Kanon an Zitaten (Jorge Luis Borges, Goethe) und theoretischen Zugängen (Michel Foucault, Walter Benjamin, Niklas Luhmann) gibt, auf denen beim Schreiben über Bibliotheken eher unsystematisch zurückgegriffen wird, ohne dass klar wird, was genau der Wert dieser Rückgriffe ist. Es scheint, dass dieser Kanon vor allem die „richtigen Bilder“ hervorruft, auf denen aufgebaut werden kann.

Stefan Alker untersucht zum Beispiel die Darstellung der Bibliothek in den Einführungen in das literaturwissenschaftliche Studium, wobei für ihn die Sozialisation in die Literaturwissenschaft immer auch die Sozialisation in eine spezifische Bibliothekserfahrung ist. Äussern sich diese Einleitungen zu Bibliotheken, dann würden sie es zumeist mit weitfassenden Narrativen über Bibliotheken im Rückgriff auf den genannten Kanon tun, um dann die konkrete Bibliothek selber als grundsätzlich wichtig und positiv, aber auch verwirrend und nicht ganz vertrauenswürdig zu beschreiben. Bei den Beschreibungen, die Alker referiert, aber auch in anderen Beiträgen, dringt die Ansicht durch, dass die Bibliothekarinnen und Bibliothekare zwar wichtige Arbeit tun, aber doch nicht unbedingt die, die eine Literaturwissenschaftlerin oder ein Literaturwissenschaftler bräuchte. Gerade der Katalog und die Klassifikationen (insbesondere im Beitrag von Peter Blume zu bibliothekarischen und philologischen Systematiken) gelten als unvollständig und „anders“ (zum Beispiel als zu eng und zu streng für die literaturwissenschaftliche Arbeit). Wichtig sei es deshalb für Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler, sich in den Bibliotheken schnell zurechtzufinden und eigene Recherchefähigkeiten zu erlernen.

Gerade Michael Pilz stellt sich in seinem sehr belesenen Beitrag zur „Literaturvermittlung“ in Wissenschaftlichen Bibliothek gegen den bibliothekarischen Diskurs. Er weiss von den Bemühungen und Debatten um die „Informationskompetenz“, empfindet sie aber für die Literaturwissenschaft als falsch. Die Bibliotheken hätten sich von einem „weiten Literaturbegriff“, den sie einmal hatten, getrennt und sich eines Informationsbegriffes bemächtigt, der die literarische

Perspektive verlässt. Dadurch wäre auch das, was die Literaturwissenschaft als Literaturvermittlung begreift, unmöglich. Es würde in Bibliotheken nicht mehr von ästhetischen Fragen gesprochen, auch nicht mehr von Bestandsvermittlung, sondern von Informationsvermittlung; statt der Vermittlung des Bestandes sei eine Reduktion auf das Katalogisat als Vermittlung vorgenommen worden. Die Vermittlung des Inhalt selber würde jetzt als Aufgabe der Leserinnen und Leser verstanden. Bibliothek und Literaturwissenschaft würden aneinander vorbei handeln und sich kaum wahrnehmen. (Eine Einschätzung, die im Buch mehrfach geäußert wird.) Genau genommen würde die Position von Pilz im Bibliothekswesen wohl schnell als unmodern bezeichnet werden, da er auf Aufgaben verweist, die Bibliotheken sich heute nicht mehr zuschreiben würden (zumindest die, die den Diskurs bestimmen), aber seine Herkunft aus der Literaturwissenschaft macht klar, dass ein solcher Vorwurf wohl am Kern seines Argumentes vorbei zielt. Sein Insistieren darauf, dass Literaturvermittlung etwas anderes ist als Informationskompetenzvermittlung eröffnet einen Blick auf die Frage, was eigentlich durch diese Wende im Bibliothekswesen nicht mehr gemacht wird oder nicht mehr gemacht werden kann.

Trotzdem: Die Bibliothek muss modern werden. Muss.

Eine ganze Reihe von Texten, unternimmt es dann trotzdem – wie weiter oben angedeutet – sich zur Zukunft der Bibliotheken zu äussern. Das sind die schwachen Teile des Bandes. Während andere Aussagen offenbar auf einer intensiven Textarbeit beruhen und denn bibliothekarischen Allgemeinplätzen andere Perspektiven gegenüberstellen, verfallen solche Aussagen immer wieder selber in Allgemeinplätze.

Ein Beispiel dafür ist der Beitrag von Andreas Brandtner, der sich mit dem immer wieder aufgerufenen Bild von den (Wissenschaftlichen) Bibliotheken als Labore der Geisteswissenschaft (spezifisch der Literaturwissenschaft) beschäftigt. Der grösste Teil des Textes beschreibt diese Analogie als eine in Krisensituationen aufgerufene Behauptung, der keine bibliothekarische Praxis gegenüberstehe, welche diesen Laborcharakter tatsächlich herstellen würde. Dieser Teil des Textes greift weit in die Bibliotheksgeschichte zurück und dabei wieder auch auf Quellen, die im zeitgenössischen bibliothekarischen Diskurs nicht bekannt scheinen. Kommt der Autor inhaltlich zur Jetztzeit, behauptet er einfach, dass die Offenheit des Internets dazu führen würde, dass sich Bibliotheken ändern müssten. Es gäbe neue Akteure am Informationsmarkt, die Bibliotheken müssten darauf reagieren. Ob sie das schaffen würden, wäre noch ungeklärt. Dieser Teil des Beitrags scheint nicht auf intensiver Textarbeit zu basieren, sondern auf Behauptungen. Dabei könnte sich der Autor auf mehr als diese Vermutungen stützen, um seine Aussagen zu überprüfen. Gleichzeitig wäre es auch möglich, diese Position in bibliothekarischen Texten zu finden, er müsste sie nicht selber erstellen. Brandtner folgt in der Abschlussargumentation in toto dem, was Raphael Ball beispielsweise ausführlicher in seinem *Was von Bibliotheken wirklich bleibt* (Wiesbaden, 2013) dargestellt hat, inklusive der Terminologie von den vorgeblichen Informationsmonopolen, die sie verloren hätten – allerdings ohne Ball anzuführen.

Dieses Vorgehen findet sich in mehreren Texten: Wenn es um die Bibliotheken der Zukunft geht, wird mit Behauptungen gearbeitet. Es fehlen klare Darstellungen, was wieso das passieren soll. Auffällig ist auch, dass im Gegensatz dazu heutige Bibliotheken gleichzeitig als sinnvolle Arbeitsorte für Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler beschrieben werden. Zudem

wird im gleichen Buch die Verantwortung für die Entwicklung den Bibliotheken selber und der Bibliothekswissenschaft zugeschrieben, und gerade nicht der Literaturwissenschaft, die als Feld „daneben“ beschrieben wird. Es scheint aber bei vielen der Autoren den Drang zu geben, diese Bibliotheken als überholt zu bezeichnen, ohne es genauer darzustellen. Gleichzeitig scheint es auch keine Vorstellung davon zu geben, wie diese zukünftigen Bibliotheken aussehen sollten. Dies alles verbleibt am Ungefähren.

Erstaunlich ist, dass bei all diesen Behauptungen die Digital Humanities im Band kaum thematisiert werden. Wenn, dann geht es vor allem darum, dass die Bibliotheken Digitalisate anbieten sollten. Der Drang bezieht sich offenbar auf die Bibliotheken, die sich verändern sollen, aber nicht auf die literaturwissenschaftliche Praxis in den Bibliotheken selber.

Bibliothek als Text

Daneben finden sich im Band selbstverständlich auch Texte zur Bibliothek als literarischem Sujet. Eine wenig erstaunliche Feststellung, die sich in diesen immer wieder findet, ist die, dass sich die Bilder von Bibliotheken stark von der tatsächlichen Bibliothek unterscheiden. Insbesondere werden mit Bibliotheken in literarischen Texten Vorstellungen von der Verfügbarkeit unendlicher Informationen und unendlich vieler Bücher verbunden, die eine reale Bibliothek so gar nicht erfüllen könnte. Bibliotheken scheinen oft ein Symbol für die Verbindung zum Denken, eine Repräsentation des Denkens, zum Teil auch – wie Daniel Syrový in seinem Beitrag zum „Berufsfeld Bibliothek“ festhält – für einen denkfördernden Arbeitsort. Syrový zeigt, dass die Vorstellung, als Bibliothekar und Bibliothekarin würde man vor allem viel lesen und ein solcher Brotberuf sei deshalb für eine schriftstellerische oder literaturwissenschaftliche Karriere perfekt, verbreitet ist und immer wieder reproduziert wird, obwohl selbstverständlich die bibliothekarische Professionalität anders aussieht.

Fazit

Die Beiträge in *Literaturwissenschaft und Bibliotheken*, bei denen sich die Autoren auf literaturwissenschaftliche Themen fokussieren, sind die lesbarsten des Bandes. Beiträge, in denen die Autoren die literaturwissenschaftliche Arbeitspraxis auf den bibliothekarischen Diskurs anwenden, sind die inhaltlich stärksten und, durch den Perspektivwechsel, für das Bibliothekswesen auch die interessantesten. Die Beiträge – oder Teile von Beiträgen –, in denen die Autoren die literaturwissenschaftliche Arbeitspraxis suspendieren und sich daran machen, zu diskutieren, dass die Bibliotheken anders werden müssten, sind die schwächsten, sowohl was die Argumentation als auch die Überzeugungskraft betrifft. Was die Literaturwissenschaft für einen Gewinn aus dem Band ziehen kann, muss sie selber klären. Für das Bibliothekswesen scheint vor allem die unterschiedliche Bewertung bibliothekarischer Arbeit – zum Beispiel der Arbeit im Bezug auf „Informationskompetenz“ oder der Katalogisierung – anregend. Nicht, dass die Ansichten der Autoren des Bandes übernommen werden müssten, aber sie stellen eine sehr bibliotheksaffine Gruppe dar, insoweit sollten ihre Anmerkungen als Hinweis darauf genommen werden, wie die Nutzerinnen und Nutzer die Bibliothek tatsächlich sehen.

Zu begrüßen wäre es, wenn sich bibliothekarische Beiträge an der Quellenarbeit, die bei allen Beiträgen geleistet wurde, orientieren würden. Stellenweise bieten sie Überblicke zur Bibliotheksgeschichte und -entwicklung, die so eigentlich von der Bibliothekswissenschaft geleistet werden müssten. Das Vorwort und der erste Beitrag des Bandes postulieren allerdings darüber hinaus, dass die Bibliotheksforschung von literaturwissenschaftlichen Methoden profitieren würde. Dies ist im Band, über die Quellenarbeit hinaus, nicht überzeugend dargelegt. Es fehlt an Hinweisen auf bibliothekarische Fragestellungen, die wirklich von diesen Methoden profitieren würden.

Karsten Schuldt (Chur / Berlin) ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Schweizerischen Institut für Informationswissenschaft, HTW Chur und Redakteur der LIBREAS. Library Ideas.